

Vom Zeitungsschreiben.

„Das ist der Bericht über die geistige Excurſion? Ein wenig lang, ſollte ich meinen.“

„Ich glaube, eine kurze Schilderung der Fahrt nicht unterlaſſen zu dürfen.“ „Schilderung — der Fahrt? — das iſt es eben, worüber Ihr jungen Herren in der Regel ſchreift. Ihr ſchreibet, was ſich ereignet hat, was ſich ereignen wird, was ſich ereignen ſollte.“

„Ich habe diesmal wirklich unter dem Eindrucke des Erlebten geſchrieben und glaube daher, auf eine gewiſſe Originalität Anſpruch machen zu dürfen.“

„So, — nun dann geſchrieben Sie einen, der als Reſultat der geiſtigen Excurſion zu bezeichnen iſt. Sie ſchreiben, ohne ohne Anſicht Ihres Manuſcripts mitzutheilen, was Sie geſchrieben haben. Alſo pünktlich früh 8 Uhr fanden ſich die Teilnehmer an der Excurſion auf dem ebenſo ſchnellen als eleganten Dampfer ein.“

„Natürlich, die Sache muß doch einen Anfang haben.“

„Sehr richtig, — aber können Sie es verantworten, den alten Rumpelſack als einen ebenſo ſchnellen wie eleganten Dampfer zu bezeichnen? Ihr jungen Herren würden den Leſern wohl machen, die Worte Rumpelſack ſei ein Cabinetſchiff von Schiffbauart geweſen. Aber weiter: Das Fahrzeug gewann in großer Wendigkeit die Mitte des Fluſſes, die Räder peiſchten die Fluſſen, daß ſie ſchimmerten und leuchteten, wie die Zuckerrinde eines Hochſchiffes.“

„Mit etwas anderen Worten habe ich allerdings dasſelbe ausgedrückt.“

„Trotz der drückenden Atmoſphäre der Großſtadt für einige Stunden zu entkommen, atmeten die Paſſagiere mit Entzücken die reine, friſche, kühle Luft, die aus dem Waſſer auf ſie einſtrömte und immer erquickender zu werden ſchien, je höher und höher ſie ſich dem Fluſſe aufbauten. Die Strahlen des Tagesgeſichts drangen nur gedämpft durch den Wolkeneſel, der ſich indeß mehr und mehr zu lichten begann und einen wonnigen Tag verſprach.“

„Das haben Sie geſchrieben, während geſtern der niederträchtige Nebel das Auge erſchwerte und beinahe ſelbſt den ſchönwetterigen Fluß den Blick entzog. Aber weiter: „Mehr und mehr wurden die Teilnehmer am Ausfluge vor Entzücken über die Schönheit der Ufer überwältigt.“ — Sollte heißen: Die Paſſagiere gähnten ſich einander an, und nur ein halbes Augen Wackelbäumchen die Ufer der Fluſſen für die Herkulesſtärken.“

„Endlich kamen die himmelanſtrebenden „Schlangen“ in Sicht, jene ſchlängelnden Klippen, unheimlichen Geſtalten, welche die Ufer umſchlangen, die ſich ſelbſt in die Luft ſchoben.“ — Es war noch immer ſo nebelig, daß man die paar Fieſen an den Ufern kaum unterſcheiden konnte.“

„Wie ſchöne Wolkenſchichten ſahen die ſchönen Klippen zum Himmel.“ — „Wein Himmel, ja, Sie müſſen die Klippen geſehen haben, die ich mir gemacht habe.“

„Nichts weniger als das, aber ich kenne die heutige beſte Art der Berichtserſtattung. Geben Sie den Leſern Neues, Dinge, die, wenn auch noch ſo unbedeutend, wirklich paſſend ſind, Anecdotes, wenn es möglich iſt, und Sie werden das Publikum intereſſieren.“

„Naturſchilderungen darf man bios ſeine Zuflucht nehmen, wenn man einmal ſeine Pflicht verſäumt hat und z. B. eine Excurſion zu ſchildern unternimmt, an der man nicht Theil genommen hat. Und auch dann muß man ſich vor Uebertreibungen hüten und darf ſich nicht paſſende Gegenstände ausmalen, als ob man von den Wundern des Yellowstone oder des Yosemite-Valles berichtet.“

„Einfachheit und Natürlichkeit ſind die ſchwerſten, aber auch die dankbarſten Aufgaben, die ſich der Berichtſteller zu ſtellen hat.“ — „Bitte, geben Sie mir einen Bericht zurück, ich werde denſelben umarbeiten, obgleich es mir leid thut, daß unſere Leſer um einige wirklich ſchöne und poetiſche Stellen kommen.“

Die „ſchwierige Frage“.

Die Leſer erinnern ſich, daß Mitte vorigen Monats ein chi-neſiſcher Schiffs-jägermann von einer engliſchen Barke, die auf der Fahrt von Manila nach England in dem Hafen von Boſton vor Anker gegangen war, deſertirt und nicht zu bewegen war, ſich auf das Schiff zurückzugeben. Der Chi-neſe, Ah Chong, mit Namen, hatte ſich in Manila für eine zweijährige Reife verdingt, war aber von dem Steuer-mann mißhandelt worden und hatte die erſte ſich ihm bietende Gelegenheit ergriffen, das Schiff zu verlaſſen. Nach dem Geſetze, welches die Einführung chi-neſiſcher Arbeiter, geſchulter oder ungeſchulter, verbietet, iſt jeder Capitan ſtrafbar, welcher derartige Chi-neſen in einem Hafen der Ver. Staaten landet, oder geſtattet, daß dieſelben daſelbſt gelandet werden. Der Capitan der Barke hatte bei dem Commiſſar der Ver. Staaten beantragt, daß Ah Chong mit Gewalt auf das Schiff zurückgebracht werde, dieſe hatte ſich aber für hiezu nicht berechtigt erachtet. Die Frage, ob unter dieſen Umständen der Capitan in Gemäßheit des erwähnten Geſetzes in Strafe genommen werden könne, gelangte an das Bundesgeſetz-gericht in Boſton zur Entſcheidung und ſetzte ſich ſoeben in einer unerwarteten Weiſe erſt. Ah Chong hat nachgewieſen, daß er nach dem Jahre 1842 in

Hong Kong geboren worden iſt. Eine kleine Inſel wurde bereits im Jahre 1841 von China ohne Vorbehalt und auf ewige Zeiten an die Engländer abgetreten. Das Geſetz vom Jahre 1882 ſpricht einfach von „chi-neſiſchen Arbeitern“ und als ſolcher iſt der Schiffs-jägermann Ah Chong unter allen Umständen zu betrachten. Aus den Verhandlungen jedoch des urſprünglichen, verordneten Congreßbeſchlusses und die Unterhandlungen, die Erſaße des vor dem gegenwärtigen Geſetze zwischen unſerer und der chi-neſiſchen Regierung geſchloſſen worden ſind und aus den zwiſchen beiden Staaten beſtehenden Verträgen geht klar hervor, daß das Geſetz nur ſolche chi-neſiſche Arbeiter im Auge hat, welche Unterthanen des Kaiſers von China ſind. Auf Ah Chong, als einen britiſchen Unterthanen, leiſtet das Geſetz nach ſeiner Anwendung und es kann von einem Strafverfahren gegen den Capitan des engliſchen Schiffes ebenſowenig die Rede ſein, als dem Ah Chong die Niederlaſſung innerhalb der Ver. Staaten verboten werden kann.

Wird dieſe Entſcheidung, woran wir nicht zweifeln, in höherer Inſtanz beſtätigt, ſo ſehen die Ver. Staaten nicht nur den nach dem Jahre 1842 auf Hong Kong geborenen Chi-neſen — über 100,000 — offen, ſondern es erwacht auch unſere Hafenbehörden die Schwierigkeit, die Behauptungen aller derjenigen Chi-neſen prüfen zu müſſen, welche angeben, nach 1842 auf Hong Kong geboren und daher engliſche Unterthanen zu ſein. Im Uebrigen iſt es eine Thatsache, daß bisher ſchon Hong Kong einen großen Procentſatz zu der chi-neſiſchen Einwanderung an der Weiſte geſtellt hat und daß dieſe Mongolen von den übrigen Chi-neſen als ein beſonders niedrig ſtehender Menſchenſtamm betrachtet werden.

Eingeladene Arbeiter.

Bekanntlich hat ſich der ſchwediſche Geſandte in Waſhington darüber beſchwert, daß nach den Suncoot-Verträgen in New Hampſhire ſchwediſche Arbeiter importirt wurden, die jetzt theilweiſe Sklaven ſeien. Dieſelben müßten nämlich ihre Ueberfahrt abbezahlen, was aber rein unmöglich ſei, da ſie kaum Lohn genug erhielten, um ihr Leben zu friſten. Sie würden demnach widerrechtlich feſſelgehalten und ſollten auf Anordnung der Bundesregierung freige-laſſen werden.

Natürlich hat das Staatsdepartement die Sache unterſucht und dabei Folgendes ermittelt, was ſie in einigermaßen anderem Lichte erſcheinen läßt: Die in Frage kommenden Schweden, die ſeine geſchulten Arbeiter ſind, wurden von dem Einwanderungsagenten der Immanlinie angeworben und ſollten frei herübergeſchafft. Sie machten keine ſchriftlichen Contracts, verpflichteten ſich alſo auch nicht, die Ueberfahrt zu bezahlen, waren aber moralisch davon überzeugt, daß man das von ihnen erwartete. Als ſie in Caſtle Garden eintrafen, nahm ſie ein Poliſt in Empfang, der ſie nach dem Dörſchen geleitete, in dem die Spinnerei gelegen iſt. Vollſtändig mittellos dort eintreffend, erhielten ſie von der Suncoot-Gesellſchaft Baarvorſchüſſe, um Möbel kaufen zu können. Deſgleichen entnahmen ſie aus zwei Dörſchen Proviant auf Vorrat. Einer dieſer Dörſchen gehörte dem Buchhalter der Geſellſchaft. Da die Leute, wie geſagt, keine geſchulten Arbeiter waren, ſondern erſt lernen mußten, ſo erhielten ſie geringe Löhne, angeblich ſo wenig, daß ſie an die Abzahlung ihrer Schulden nicht denken konnten. Trotzdem beſaßen ſie nicht etwa die Maſſe dieſer „Einwanderer“, ſie ſind ihrer etwa 1000, — ſondern nur drei Männer, von denen der ſchwediſche Geſandte ſelbſt zugiebt, daß ſie Unvermögend und Müßiggänger ſind, wollten ſich unter dem Vorwande entſchlagen, daß ſie in Maſſachuſetts beſſere Arbeit finden könnten. Sobald indeß ihr Vorſatz bekannt wurde, hielt man ſie gewaltſam auf Grund eines Statutes feſt, welches die Verhaftung geſchulter Arbeiter geſtattet, die in betrügeriſcher Abſicht den Staat verlaſſen wollen. Der ſchwediſche Geſandte behauptet nun, dieſes Geſetz laufe auf die Verſlaffung der Leute hinaus, denn in New Hampſhire könnten ſie niemals genug verdienen, um ihre Schulden zu bezahlen und anderswohin dürften ſie nicht gehen. Dagegen meinte das Staatsdepartement, der Bund habe kein Recht, ſich in Staatsgeſetze einzumischen, zumal da in dieſem Falle die Schweden keineswegs gezwungen wurden, gerade für ihre Gläubiger zu arbeiten. Sie könnten irgendwo im Staate New Hampſhire Verſchäftigung finden, ſeien alſo keineswegs Sklaven der Geſellſchaft.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Auffaſſung der Bundesbehörden unrichtig und unanſtändig iſt, inſofern der Staat New Hampſhire durchaus nicht gezwungen werden kann, ein Geſetz zu widerrufen, das der Bundesverfaſſung nicht widerſpricht. Träugte iſt der Fall aber doch, beſchwerlich bleibt es, daß geſchulter Fabrikan-ten Paupers einſchleppen, um die Löhne der hieſigen Arbeiter zu drücken. Ein geſchulter Arbeiter dagegen giebt es nicht, weil bei der Landung nur ſolche Einwanderer zurückgewieſen werden können, die vorausſichtlich der Offentlichkeit zur Laſt fallen würden. Leute, die nachgewieſen können, daß ſie ſchon Anſtellung gefunden haben, ſann man nicht wieder zurückſenden. Dagegen ſollte der Umſtand der Bevölkerung von New Hampſhire die Geſetzgeber des Staates zwingen, ein Geſetz zu widerrufen oder wenigſtens abzuändern, welches theilweiſe jeden Schuldner der Verordnungs-geſetz kauft. Kein verſchuldeter Arbeiter wird den Beweis erbringen können, daß er ſich aus dem Staate nicht nur beſhalb entfernen wolle, um ſeine Gläubiger zu betrügen.

Dictatur.

Bezeichnend für die Methode, die der Staatshalter Montauſſel anwendet, um die Bevölkerung der Reichsländer zu verſchonen, iſt folgender Vorfall. Der Reichstagsabgeordnete Antoine wollte

unter dem Titel „Mex“ in der gleichnamigen Stadt ein franzöſiſches Blatt erſcheinen laſſen, deſſen Programm er an den Straßenden anſchlugen ließ. Es lautete:

„Mex“, ſo iſt der Titel des Journals, welches wir dem Publikum darbieten. Im Jahre 1870 war der Name Mex auf allen Lippen, und alle Herzen blühten am Tage ſeiner Uebergabe, denn hinter ſeinen Mauern und Wällen ſteht eine Bevölkerung, die unſchätzbare an ihrem Vaterlande hing. Aber die Zeit eilt. Dreizehn Jahre ſind ſeit dem Tage ſeiner Eroberung verfloſſen und wenn die Geſchichtſchreiber ihre Zeit gehabt hat, ſo iſt es heute die Politik der Nation, welche alle Hingabe gebietet.

„Mex“ hat moralische und materielle Intereſſen zu vertheidigen. Im Verein mit unſeren Vorgängern von der Mex. Preſſe werden wir unſere Mitarbeiterschaft an deren Vertheidigung beſtanden. Die politiſche Haltung von „Mex“ wird eine freimüthige und liberale ſein, ſie wird — davon ſind wir überzeugt — den Geſinnungen der Majorität der eſſig- loſtririgen Bevölkerung entſprechen. „Mex“ wird es vermeiden, durch religiöſe Polemik Zwietracht im Lande zu ſäen. „Mex“ wird die Vertheilung des Reichthums, des Landeſaſſenſchusses und der Vertheilung der Vertheilung. Es wird die Geſetze und Vorſchriften, die dieſen Vertheilung unterbreitet werden, beſprechen. Das Programm von „Mex“ iſt zuſammengefaßt folgendes: Liberalismus, ſo, wie Auguſt Comte geſagt hat: „Der Fortſchritt iſt nur die Entdeckung der Ordnung“, wohl verſtanden und aufrichtig betheiligte Geiſtesfreiheit. Studium der Intereſſen des Landes. Vertheidigung ſeiner Rechte. Die Direc-tion“.

Schon das bloße Erſcheinen dieſer Zeitung, deren Inhalt doch Niemand zum Voraus wiſſen konnte, wurde auf Grund des Dictaturparagraphen verboten. Das iſt die Verſöhnungspolitik.

Aus Mexico.

Die eingeborene Bevölkerung der alten Azteken - Hauptſtadt geſtalt in drei Theile, die Mexicaner, Mexikaner und Indianer, die man auch als die herrſchende, die dienende Claſſe und das Proletariat bezeichnen kann. Azteken-Unterſchiede werden zwar überall wahr-genommen, doch iſt es Mexico eigen-thümlich, daß dieſelben mit den Raffen-unterschieden zuſammenfallen. Mexikaner werden jedoch nicht bloß die Abſtamm-linge von Weißen und Indianern ge-nannt, ſondern im Allgemeinen auch alle diejenigen, die von der Hand in den Mund leben. Die Indianer leben ent-weder in den äußerſten Vorſtädten oder in der Umgebung der Hauptſtadt; am Morgen kommen ſie mit ihrem kleinen Vorrath von Gartenfrüchten in die Stadt und ſpät am Nachmittag kehren ſie in ihre Wohnungen zurück, fortwäh-rend in einer Art Hundetrab laufend, was ihnen das Ausſehen außerordentlich geſchäftig giebt; theilweiſe ſind dieſelben jedoch ebenſo faul, als beſchä-digungslos und geizig. Ihre Geſichter haben den eigenſtümlichen Ausdruck von Melancholie und Erbitterung, den ſortge-setzte Unterdrückung eines Volkes an-zeigt. Die Sitten der Eroberer ihres Landes haben auf ihre eigenen Lebens-gebräuche beinahe keinen Einfluß ge-habt, ihre Kleidung z. B. iſt noch dieſelbe, alſo zu der Zeit, da Cortez mit Feuer und Schwert die Civiliſation nach Mexico trug. Dieſelbe beſteht aus zwei Stücken: einem Tuche, in deſſen Mitte ſich ein Schloß befindet, durch welches der Kopf geſteckt wird und deſſen Enden etwas unter die Hüften hinabreichen; die Arme ſind bis zu den Ellbogen be-deckt. Dieſes Kleidungsſtück wird von beiden Geſchlechtern getragen und aus einem groben Gewebe aus Baumwolle hergeſtellt. Die Indianer ſellen das ſelbe ſelbſt her und ſind auch die einzi-gen, die es verwenden. Neben dieſem Gewande tragen die Frauen ein Tuch aus deſſelben Stoffe, das ſie über den Hüften beſtehen und das ſie auf die Achſel hinabſtülpen. Die Männer tragen außer dem beſchriebenen Gewande Beinkleider von Leder, die bis zu den Knien gehen. Als Kopfbedeckung tragen die Männer grobe Strohhüte, wäh-rend die Frauen und Mädchen haarlos ge-liebt werden und nur ausnahmsweiſe einen Streifen deſſelben Stoffes, aus dem ihre übrigen Kleider beſtehen, um den Kopf in der Weiſe binden, daß die Enden auf die linke Schulter herabſin-ken. Das Haar der Indianerinnen iſt nicht lang und wird mit bunten ſchmalen Bändern durchflochten. In letzteren und einer Schnur Glasperlen um den Hals beſteht der ganze Schmuck der Frauen. Ein paar ſilberne Öhringe wird als höchſter Luxus betrachtet.

Die Mexikaner unterſcheiden ſich ſchon in der Kleidung weſentlich von den In-dianern. Das Hauptſtück der weiblichen Garderobe iſt der „Reboso“, ein dunkel-farbiger Schal von dünnem Gewebe, acht Fuß lang und zwei und einen hal-ben Fuß breit. Faſt alle dieſe Gewän-der ſind hellblau gefärbt und mit ſchma-len weißen Streifen durchzogen. Der Reboso beſteht zunaeh den Kopf, ein Ende deſſelben hängt an der Seite des letzteren herab, während das andere in der Höhe des Mundes um den unteren Theil des Geſichts geſchlungen wird und dann an der linken Schulter herabhängt. Die Frauen beſtehen mittels des Re-boso die kleinen Kinder auf den Rücken und gehen in dieſer Weiſe ihren Verſchäf-tigungen nach. Die Köpfe der Kinder bleiben frei und dieſelben ſcheinen ſich in dieſer Situation ganz beſchäftigt zu ſehen. Neben dem Reboso tragen die Frauen noch ein leichtes Gewand, das in ſeiner Weiſe etwas charakteriſtiſches an ſich hat. Die Männer ſind meiſt in Blauen und weiße Beinkleider aus grauem, dünnem Stoffe gekleidet. Dieſelben, welche „Manta“ genannt werden, ſind ſo weit wie Beinkleider. Es ſcheint ungewiſſig, wie ſowohl die Indianer, als die Mexikaner es bei dieſer auffallen-

dünnen Kleidung aushalten, da die Kälte in Mexico oft ſehr empfindlich iſt, und in der That kommen Lohesfälle durch Erfrieren häufig vor; im vorigen Januar ſind während einer, einigen Nacht vierzehn Perſonen der Kälte er-legen.

Die Kleidung der Mexicaner weicht wenig von der europäiſchen Kleidung ab. Die Frauen lieben glänzende und bunte Farben, und zwar in einer mög-lichſt ſchreienden Zuſammenſtellung. Die elegante und außerordentlich kleidſame Mantilla aus ſchwarzen Spitzen wird faſt nur noch von älteren Damen getra-gen, während die jüngeren Frauen und Mädchen Hüte und Häubchen nach Pa-riſer Mode vorziehen.

Indianer und ſelbſt Mexikaner werden von irgend welchen Veränderungen in Mexico nicht berührt und ſchauen z. B. dem machenden Einfluß der Amerika-ner ſo gleichgültig zu, als ob er ſich 5,000 Meilen von ihrer Heimath entfernte. Die große Mehrzahl der Mexica-ner fürchtet den erwählten Einfluß und tadelt die Regierung, weil dieſe den Amerikanern namentlich in Betreff des Eisenbahnbaues zu große Vortheile ein-geräumt habe. Namentlich bei den Frauen kommt zu der Abneigung gegen das Waſchen des amerikaniſchen Ein-flusses noch die Verſchüttung hinzu, daß der proteſtantiſch-amerikaniſche Geiſt die Kirche ſchädigen werde. In neuerer Zeit werden jedoch die Stimmen, welche die Vortheile eines lebhaften Verkehrs mit den Ver. Staaten anerkennen, immer häufiger.

Badekleider.

Auch im Bade wollen die Damen hübſch ausſehen und die Mode, ſowie der Erfindungsgeiſt der Kleiderkünstler haben es dahin gebracht, daß die gegen-wärtigen Badekleider bei aller Rückſicht auf die Forderungen des Anſtandes und der Schicklichkeit ebenſo geſchmackvoll und kleidſam ſind, als irgend welche Ball-, Geſellſchafts-, Promenade- und ſonſtige Toiletten. Vollſtändig gilt dieſes jedoch bloß von den Anzügen, bevor ſich die Damen in's Waſſer begeben. Kehren dieſelben aus der ſaligen Fluſt zurück, ſo iſt der Anblick, den die Kleider bieten, nichts weniger als hübſch und die Da-men nehmen daher noch immer zu dem alten Ausſtattungsmittel ihre Zuflucht, laſſen ſich von dem Herrn Gemahl, oder einem Bruder, oder einem dienſtbaren Geiſte einen weiten Bademantel über-werfen und eilen, in ſolchen Geſtalt, nach den Ankleidekammern. Auch in den Badeanzügen herrſcht die Mode unum-ſchränkt und führt in jeder Saison bald größere, bald kleinere Veränderungen ein. Früher wurden ausſchließlich Badeklei-der aus ſchwarzem Flanell getragen, während neuer ſeiner Flanell zwar noch immer beliebt iſt, aber in den verſchie-denen Farben und Farben-Zuſammen-ſtellungen erſcheint. Dem Schutte nach ſind ärmelloſe Blouſen mit enganliegen-den Leibchen, — unbegreiflicher Weiſe meiſt mit Schnürleibern, — ſowie bis zu den Knien reichende Beinkleider und Strümpfe, die zu der Farbe des übrigen Anzugs paſſen, am meiſten beliebt. Um den Kopf wird ein Tuch turbanartig ge-ſchlungen. Die Schwimmlehrerinnen in den Seebädern haben noch nie ſo gute Geſchäfte gemacht, wie in dieſem Jahre und viele Damen haben bereits eine be-deutende Fertigkeit in der Schwimm-kunſt erlangt.

Vom Inland.

Nach ſtehende Bemerkung eines Locomotivführers werden Viele durch ihre eigene Erfahrung beſtätigt finden: „Es iſt unglaublich, wie die Leute Unglücksfälle auf Eisenbahnen ge-radezu herausforſchern. Die meiſten Farmer, die einen Zug herankommen ſehen, fahren noch raſch über die Bahn und glauben, eine Hebelkraft verſetzt zu haben, wenn ſie ohne Unfall hinüber-kommen. Da ſie eine alte Frau, die mir ſogar im Traum erſcheint und von der ich glaube, daß ſie trotz aller Vorſicht eines ſchlechten Tages überfahren muß. Dieſelbe begehrt mir ſaſt täglich auf ihrem Gemüthsarten, der von einer alten, laſten Schindmähre gezogen wird. Sieht ſie einen Zug herankommen, ſo reißt ſie das Pferd an den Zügeln und zwingt es, gerade noch vor der Locomo-tive langſam die Bahn zu kreuzen. Ich gebe natürlich alle möglichen Signale, bremſe, gebe Contrepaſſen, aber wenn man eines Tages die Alte unter den Rädern der Locomotive aufſieht, wird man nach nachſchliffen Waſchmiſchen ſchmüſen, ſtatt zu erklären, daß die Frau ein-fach Schindmähre begangen hat. Es iſt mit den Erwaſſenen um kein Haar beſſer, wie mit den Kindern, die vor irgend welchen Fußwerkeln ſo dicht als möglich über die Straße ſpringen.“

Die Ausſtattung der Ame-ricanerin Fräul. Murphy, die ſich kürz-lich mit Sir Charles Wodeſon verheiratet hat, hat das Erlaunen ſelbſt der Pariſer Zeitungen erregt. Zu deſſen gehörten 70 Anzüge, die aus dem Atelier des weltberühmten Schneiders Feliz im Faubourg St. Honore hervorgegangen ſind und von den Zeitungen bis in die kleinſten Details beſchrieben wurden. Am Hochzeitsſtage hat die Braut die Kleider ſiebenmal gewechſelt.

Zu dem Hagel, der jüngſt in Iowa fünf Fuß hoch lag, ſommt jetzt noch die Geſchichte von Locomotivtrüm-mern, welche bei einer Exploſion zehn Minuten lang in der Luft blieben! Was noch? Vorigen Sonntag Abend zwiſchen 6 und 7 Uhr wurde der Kauf-mann Lawrence Beyer aus New York auf der Fahrt von Rodaway Beach nach der genannten Stadt in einem überfüll-ten Paſſagierwagen von fünf Reiten und einer Dirne rauberlich angefallen, um ſein Zaſchenbuch mit 400 beraubt und derartig mit Schlägen zugerichtet, daß er noch heute bettlägerig iſt. Seiner Frau wurden die Arme und Beine von Leib und zwei goldene Ringe von den Fingern geriffen. Der Poliſt Stew-art, der ſich auf Urlaub befand, eilte dem Beyer zu Hilfe und wurde ſo verſahren,

daß er mehrere Tage ſeinen Dienſt nicht verrichten konnte. Von ſämtlichen Paſſagieren kamen nur zwei dem Beyer und dem Poliſten zu Hilfe. Die Räuber liefen ſodann durch mehrere Wä-gen des Zuges und ſprangen von letz-tem ab. Der Poliſt hatte ſich inzwiſchen das Blut abgewaſchen, folgte der Kette, Namens Stillwagner, feſtzuhe-men. Bei dem Vorverhöre beſchloß, zu dem ſich Beyer fahren laſſen mußte, erkannte der letztere unter den Zuſchau-ern einen ſeiner Angreifer und dieſer wurde ebenſalls verhaftet.

In Houſton, Texas, paſſi-ert doch gar wunderliche Sachen. Hört da ein biederer Bürger, welcher einen Mauleſel zu verkaufen hatte, daß ein Freund von ihm in Galveſton ſolch Thierchen erwerben wollte; ſchleunigſt telegraphirt er dem Freunde: „Lieber Freund! Wenn Du einen Mauleſel brauchſt, ſo denke an mich.“

Ein Hotelbeſitzer in den „Weißen Bergen“ wollte ſeine Gäſte amüſen, ihre Waſche ausſchließlich im Hotel waſchen zu laſſen und ging in ſeiner Abſicht dieſer Tage ſo weit, eine arme Waſchlerin, die einem Gaſte Waſche brachte, zu ſchlagen. Sämmt-liche Gäſte haben ſich ſeitdem verſchü-tert, alle ihre Waſche lediglich bei dieſer Frau waſchen zu laſſen und dasſelbe Verfahren allen ihren Nachfolgern durch die Preſſe zu empfehlen.

Die Gründung eines Schieds-gerichts zur Entſcheidung internationaler Streitigkeiten zur Feier des 400. Jahres-tages der Entdeckung Amerikas durch Columbus wäre entſchieden eine groß-artige und würdige Feier, ſelbſt wenn man an die Wiſſenſchaft eines ſolchen Schiedsgerichts langweilige Hoffnungen nicht knüpft. Die New Yorker „World's Arbitration League“ ſchlägt nicht etwa vor, daß mit dem Jahre 1892 eine allgemeine Entwaſſung der Völker eintreten ſolle, ſondern nur, daß Abgeordnete der verſchiedenen Na-tionen ermächtigt und beauftragt wer-den, Präliminar-Verhandlungen in der Angelegenheit zu eröffnen. Dieſer Vor-ſchlag dürfte practiſch und dem Präſi-denten und Congreſſe zu weiterer An-regung zu empfehlen ſein. Von einem wirksamen, internationalen Schieds-gericht würde die alte Welt mehr proſiti-ren, als die neue.

Der Farſide Jeremiah Pierce, Paſtor der „African M. E. Church“ in Burlington, N. J., hat vor der Supreme Court ein Verſahren ge-gen die Schultreſſen eingeleitet, welche die Aufnahme ſeines Sohnes in die öf-fentliche Schule verweigert haben ſollten. Vor einigen Jahren hat der Schultreſs mit Rückſicht darauf, daß es nicht gerathen ſei, die Kinder verſchiedener Racen in ein und derſelben Schule zu unterrichten, eine Schule für Farſide ge-gründet. Hr. Pierce möchte ſeinem Sohn einen beſſeren Unterricht angedeihen laſſen, als ihn die Schule für Farſide ge-bietet, und wandte ſich deſhalb ſchriftlich an den Schultreſs, der ſein Geſuch ein-fach auf den Tiſch legte. Dann nahm er ſeinen Sprößling und führte ihn dem Principal der Schule für Weiße vor, mit dem er ſich, denſelben aufzunehmen. Er wurde jedoch abſchlägig beſchieden. Unter Berufung auf einen einſchlägigen Paragraphen der Staatsgeſetze von 1881, welcher beſagt, daß jedes Mitglied eines Schultreſs, welches auf Grund des Glaubensbekenntniſſes, der Nationalität oder der Race gegen die Aufnahme eines Schülers ſtimmt, ſich eines Vergehens ſchuldig macht, das mit einer Geldbuße von \$2.50 oder einer Gefängnißhaft von 30 Tage bis 6 Monate geahndet werden kann, machte Hr. Pierce nun die Sache bei der Supreme Court anhängig. Die Mitglieder des Schultreſs machen „ge-ſtand, ſie hätten gar nicht über das Ge-ſuch des Paſtors abgeſtimmt, mitſin nicht im Sinne des Geſetzes gegen die Aufnahme des Jungen entſchieden.“

Capitan G. E. Ellis hat ein großes Holſchiff von St. Johns, N. B., nach New York geſteuert und damit ein Unternehmen durchgeführt, welches von Seefahrern eifrig beſprochen wird. Die Möglichkeit der Ausſtattung deſſelben wurde von den meiſten Seelenten be-zweifelt. Der Floß ſaß am 7. d. M., zu St. Johns in See und zwar im Tau der Boote „Cyclops“ und „Ver-tann“ 3. „Holland“. Der Floß hat eine Länge von 41,000 Fuß, eine Breite von 30 Fuß und die Stämme ſind durch ei-gene Spannen aneinander beſteigt. Die Maſchinen der Schleppboote waren ſtets in vollem Gange und die zum Betrie-be nöthigen Feuer verzehrten täglich von 24 bis 30 Tonne Kohlen. Bis letzten Sonntag nahm die Reife den beſten Ver-lauf, am genannten Tage ſtellte ſich je-doch unglücklicher Wind ein, wodurch der Kurs etwas verändert werden mußte.

Vom Ausland.

In Deſterreich ſieht ein Compenz-Conſtict bevor, dieſmal zwi-ſchen dem oberſten Gerichtshof und dem Juſtizminiſter. Der oberſte Gerichtshof hat im Inſtanzwege entſchieden, daß im Kreisgerichtsſprengel Reichenberg entgegen der Sprachen-Verordnung des Juſtizminiſters, welche die gleiche Be-handlung der beiden Landessprachen be-ziehend, nur die deutſche Sprache „lan-desüblich“ ſei, d. h. daß das Kreisgericht in Reichenberg geſchliche Eingaben reſu-ſiren könne. Der Juſtizminiſter, ſowie der geſammte Miniſterath ſtehen auf dem Standpunkte, das Recht und die Pflicht, zu entſcheiden, ob eine Sprache landesüblich ſei oder nicht, ſiehe nach dem Staatsgrundgeſetz über die Execu-tivgewalt der Regierung und nicht den Ge-richten zu.

Die Rede, welche das Stadthaupt von Moſkau, Herr Tſchir-jer, am Tage nach der Ordnung bei dem Diner der Vertreter der ruſſiſchen Städte hielt, hat die öffentliche Meinung in Rußland und im Auslande ſehr lange beſchäftigt, ohne Laß man jedoch ſicher erſchauen konnte, was an der gan-zen Geſchichte Wahres war. Tſchir-jer ſoll beſtätigt von der Einführung einer Verfaſſung u. dgl. geſprochen ha-ben. Jetzt wurde eine Broſchüre veröf-fentlicht, aus welcher zu erſehen iſt, daß es ſich um eine ganz abſcheuliche Intri-gue gehandelt, um den ruſſiſchen Li-beralismus in den Augen des Kaiſers zu diſcreditiren. Die Freunde Ralfows fertigten — nicht ohne Wiſſen des Mi-niſters des Innern, des Grafen Tolſtoi, — eine falſche Copie der Tſchirjeriſchen Rede an und legten dieſes Falſch-faſt dem Kaiſer vor, um ihn von der „Niederträchtigkeit“ der „Liberalen“ zu überzeugen, die zu begehren ſie ſelbſt am Tage der Krönung ſich nicht ſcheuten. Auf dieſe Weiſe wollte Graf Tolſtoi den Kaiſer irre führen, um dann den Kampf gegen den Liberalismus weiter führen zu können. Die Intrigue, welche an-fänglich auch ihren Zweck erreichte, wurde in ſehr unerwarteter Weiſe betrie-ben. So ſollen z. B. noch am ſelben Tage, an welchem die Rede gehalten wurde, von dem Falſchfäſſer geſchickte Copien auf lithographiſchem Wege hergeſtellt und an alle hohen Würdenträger, die ſich damals in Moſkau befanden, ver-theilt worden ſein, um auch dieſe gegen die ſogenannten Liberalen aufzubringen. Allein der Kaiſer erſah die Wahrheit und behandelte einige Tage ſpäter wäh-rend des Feſtes der Stadt Moſkau das Stadthaupt in ſehr liebenswürdiger Weiſe.

Eine Wiener Juweliers-firma hat an den Staatsanwalt Dr. Geiſſert mit der beſtändigen Widmung: „Dem Vorſtand der Toleranz des 19. Jahrhunderts“ eine werthvolle Bu-jennadel geſendet, welche in der Form der Themiſtwaage reich in Diamanten und anderen Edelſteinen ausgeſtattet iſt. Inſeß iſt das kleine Badet, welches dieſe Bu-jennadel birgt, aus Vierzehnhöhen an die Firma unentgeltlich zurüdgekommen; Staatsanwalt Geiſſert hat das Ge-ſchenk abgelehnt.

Wie aus Libau in der ru-ſſiſchen Diſtrictprovinz Kurland gemeldet wird, iſt dort der Majoratsheer-Freiherr von Roden auf der Fahrt nach Libau im Walde menſchlich erſchoffen worden. Man hat es hier offenbar wieder mit einer Folge der unſeligen altſchulſchen Geſchichte gegen die Deutſchen zu thun. Die Staat und Geſellſchaft unterwäh-lenden Mächte, welche dem ſonſtigen teſtiſchen Bauern die Brandſackel zur Zerkörung der deutſchen Schloſſe in die Hand gedrückt haben, reichen ihm nun auch das Morgengeweß, damit er den deutſchen Gutsbesitzer ſeige aus dem Hinterhalt über den Haufen ſchieße.

In Triest hat am 4. d. M. wieder einmal ein Verbrechen — Attentat ſtatgefunden. Nach den Erhebungen richtete ſich das Attentat gegen die öſter-reichſch geſannten Veteranen, deren Ver-einſtalt in unmittelbarer Nähe des Ex-ploſionsortes ſich befindet. Die Betarde war von gefährlicher Art; ſie beſtand aus einer über einen Fuß langen cylin-driſchen Blechſchloſſenverſchleiß mit Eiſen-dräht umwickelt und mit Pulver gefüllt, nicht, wie urſprünglich angenommen wurde, mit Dynamit. Die Annahme, daß das Attentat gegen die Veteranen geplant war, rührt ſich darauf, daß geſtand eine Vorverſammlung zu der deut-lichen Geſellſchaft der vorjähigen At-tentats paſſanten. Da aber vor dem ſolal jährliche Veteranen ſortwährend umherwandern, wogte es offenbar der Thäter nicht, das Attentat direkt auszu-führen, und begnügte ſich damit, die Be-tarde bei dem nächſtgelegenen Hauſe zu werfen und eine Panik zu verurſachen, um dadurch möglicher Weiſe die Fei-er zu ſtören. Die Detonation war in der ganzen Gegend hörbar und verurſachte einen großen Auflauf.

Eine merkwürdige Art moderner Piraterie hat ſich in der Zeit angeſchloſſen. Unſäglich lange der Vertreter einer engliſchen Verſicherungs-Geſellſchaft aus London in Odeſſa an, um die ruſſiſche Regierung um ihren Schutz gegen die Mißbräuche, welche von einer Bande Ausländer an der Küſte von Kerkſch getrieben werden, zu bitten. Die engliſchen Geſellſchaften haben näm-lich in Erfahrung gebracht, daß eine Bande Ausländer, Italiener und Eng-länder, im Einverſtändniß mit den Zool-ten und Schiffsapienten die dort paſſi-rende Schiffe über eine gefährliche Stelle zu leiten übernehmen und abſichtlich eine Havarie herbeiführen. Hierauf ſtellte genannte Bande ihre Dienſte zur Flott-machung an, wofür ſie 20—30,000 Ru-bel erhält, welche ſie mit den Kapitän theilt. Das Haupt dieſer Bande iſt der Italiener Francesco, welcher früher ein einfacher Zoolte war und es in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Vermögen brachte, was auch den Verſuch auf ihn lenkte. Wie ſonſt berichtet wurde, ſind in den letzten Jahren ca. 60 ausländiſche Schiffe dort ſeßgelaufen, und zwar die meiſten bei ganz ruhmigem Belter. Durch dieſe Manipulation haben die engliſchen Verſicherungs-Geſellſchaften einen Scha-den von circa zwei Millionen Rubel er-litten. — Es iſt bereits eine Unterſuchung in dieſer Angelegenheit, in welcher natürlich auch einige Beamte verwickelt ſind, eingeleitet worden.

Peters